

Osttiroler Heimatabblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

16. Jahrgang

Lienz, 27. August 1948

Nr. 17

Geschichtliches aus den Wandfresken in der Lienzer Klosterkirche

Von Univ.-Doz. Dr. Hermann Wiesflecker

Als im vergangenen Sommer 1947 in der Lienzer Klosterkirche unter der Spachtel des Restaurators überraschend alte Fresko-Gemälde ans Licht zu treten begannen, als im Verlauf der Arbeiten immer größere Farbflächen befreit im neuen Tageslicht sich dehnten, da war manches Auge, sofern es des Blickes für Patina und Farbe nicht ganz entbehrt, hochentzückt ob des unverhofften Aufleuchtens uralter Kolorite. Manchem „Modernisten“ freilich wären einige saubere Wandmuster, einige gemeingefällige süße Bildchen, wie sie in der Klosterkirche nun seit Dezennien schon Tradition zu werden drohten, lieber gewesen als die sündteure Abdeckung dieses altvaterischen Maltwerkes. — Es ist schwer, für eine Marnone das rechte Kleid zu finden. Aber ich glaube, daß schon in wenigen Jahren niemand mehr die alten Bilder in der Klosterkirche wird müssen wollen, die fast so alt sind wie die Kirche selber und ihr wohl auch darum besser anstehen mögen wie ein noch so gut entworfenes modernes Wandkleid. Wie dem auch sein möge, auf alle Fälle hatte die Heimatforschung guten Grund, unbekümmert um alle kunstkritischen Klitterungen, in gespannter Erwartung zu verfolgen, was die freigelegten Gemälde- und Inschriftenreste wohl heimatsgeschichtlich Neues an den Tag bringen würden. Mag sein, daß die Fresken den einen oder andern eigenmächtigen Eintagsgeschmack völlig enttäuschen; wer aber die heimatische Kulturentwicklung nicht nur in ihrer dürftigen Gegenwartigkeit erfassen möchte, sondern aus der Wurzeltiefe der Vergangenheit herauszuverfolgen trachtet, dem werden die Bilder zweifellos etwas sagen. Allein das, was sie sachlich darstellend und inschriftlich zu berichten wissen, ist zum mindesten der Rede wert. Die folgenden Zeilen wollen nun fernab von jeder kunstkritischen Stellungnahme (die

einem Sachkundigeren vorbehalten bleibe) die Fresken allein als Geschichtsquelle auszudeuten trachten, um auf diese Weise rückwirkend doch auch wieder der kunstgeschichtlichen Betrachtung den einen oder andern brauchbaren Anhaltspunkt zu bieten.

Den vorderen Kirchenraum beherrscht das großartige Hochaltar-Fresko, das die ganze apside Stilmwand überdeckt und, von zwei seitlich begrenzenden Diensten umrahmt, von den hohen Gewölbbeansätzen bis auf Predellatiefe herunterreicht. Es verherrlicht Mariä Himmelfahrt und Krönung durch die Heilige Dreifaltigkeit. In beherrschender Mitte thront die dreieinige Göttliche Majestät, darüber schweben posaunende Engel und zu unterst kniet sich in menschenmäher Diebstärke die jungfräuliche Gottesmutter zur Krönung nieder. Mehrern ungeschulten Auge wenigstens erscheint das Bild als ein harmonisch komponiertes Ganzes voll Würde und Anmut.

Den reinen Historiker beschäftigt vor allem die Frage nach der Entstehungsgeschichte des Bildes, welcher Meister den Pinsel geführt, wann und wie es entstanden sei und wer es in Auftrag gegeben habe. Abgesehen von stilistischen Merkmalen, deren Beurteilung ich andern überlasse, ergaben sich nicht allzu viel sachliche Anhaltspunkte, auf Grund deren sich mir all die genannten Fragen geklärt hätten. Keine Spur eines Malersignums, nichts Unmittelbares zur Datierung. Wir müssen uns bei alledem weitgehend mit Wahrscheinlichkeitschläffen begnügen. Aber wenn einmal die stilistischen und geschichtlichen Argumente verglichen und ineinanderbearbeitet sein werden, dann dürften sich die meisten Fragen lösen. —

Wenn der Kunsthistoriker die Meinung eines Laien hören will, so darf ich wohl hindeuten auf einige auffällige Ähnlichkeiten unseres Hochaltar-Freskos mit

Michel Bachers Grieser Marienkrönung, Ähnlichkeiten, die mir in der Gesamtkomposition ebenso augenfällig erscheinen wie in vielen Einzelheiten. Wohl ist auf dem Grieser Altar der Heilige Geist als Taube über der Krönungsgruppe schwebend dargestellt, während er auf unserem Gemälde in beherrschender Majestät, Vater und Sohn gleich, persönlich in der Mitte thront. — Die Lienzer Krönung erscheint mir übrigens durch diese selteneren Darstellungsart der Dreifaltigkeit kompositorisch noch geschlossener, vor allem majestätischer. — Aber sonst finden sich eine Menge von Ähnlichkeiten im Großen und im Kleinen, die über das Maß des traditionell Gemeinsamen wohl hinausgehen dürften: vor allem die posaunenden und jubilerenden Engel in den Lüften und im Hintergrund mit den hoch aufgereckten, eigenartig entfalteten, ich möchte sagen, federsträubenden Flügelpaaren; dann die Anordnung, Haltung, Haartracht und der Faltenwurf der beiden Krönungsgruppen; das alles scheint sich so ähnlich, daß mittelbare oder unmittelbare Beziehungen zur Kunst Michel Bachers, mir wenigstens, zweifellos gegeben erscheinen.

Das Fresko scheint mir um 1468 über Auftrag des letzten Görzer Grafen Leonhard gemalt worden zu sein, etwa gleichzeitig mit der „Leonhardlegende“ auf dem linken*) Seitenaltar, von der noch zu reden sein wird. Ich habe zwar keinen zwingenden Beweis, den ich dafür anzuführen vermöchte, aber mancherlei Erwägungen machen mir dies Datum sehr wahrscheinlich. Wer genau hinsieht, wird gewahren, daß die blasenden Engel die Wappen der Grafschaft Görz und des Heiligen Römischen Reiches in ihren flatternden Fanfarentüchern führen. Man hat auch anderwärts die Stifterwappen

*) Links: vom Hochaltar aus dem Volke zugewandt.

bescheiden für sich in Dornbüßler ein-gekehrt. Ich wollte aber kein ähnliches Gemälde, in dem sich so viele hier das Stifterwappen ganz offensichtlich den himmlischen Heerscharen und dem Römischen Reich zu verbünden strebte. — Ein Dornbüßler seltener Art: Ein bedrängter kleiner Dynast, der dem Himmel und dem Reich für die wunderbare Errettung seines bedrohten kleinen Landes dankt und sich ihres weiteren Schutzes versichert.

Wann mochte dies Gemälde noch allem, was wir wissen, am wahrscheinlichsten gestiftet worden sein? — Übersehen wir kurz die Ereignisse unseres mutmaßlichen Jahrzehntes. Im Sommer 1460 hatte Graf Johann im Waffenstillstand von Pusarnitz alle Görzer Herrschaften, Gerichte und Schlösser von der Wiener Klause abwärts bis gegen Spital samt der Residenz Wien und dem Schloß Brud durch Kaiser Friedrich III. an das Herzogtum Kärnten verloren. Der Grafenschaft drohte damals die völlige Auflösung. Das Land um Görz und am Sponzo war schon lange in aller Form venezianisches Lehen geworden; die letzten reichsfreien Herrschaften an Wien und Drau aber schienen nun durch die Habsburger von Kärnten und Tirol her endgültig aufgelöst zu werden. Durch zwei volle Jahre lagen die windischen Besatzungen des kaiserlichen Söldnerführers Jan Wukotetz in der Stadt Wien, an der Klause und auf Brud. Erst im Sommer 1462 gelang es den Tälern und Gerichten unseres heutigen Osttirols, sich mit eigener Faust freizumachen. Bauern, Bergknappen und Holznerzte hatten sich heimlich zusammengeworren, hatten die windischen Söldner das Tal hinuntergejagt und so wenigstens den Wiener Boden, als das Herzstück der alten Grafschaft, dem angestammten Haus zurückgewonnen. Die Stimmung am Görzer Hof auf diese unerwarteten Erfolge hinauf war so voller Zudringlichkeit, daß man an eine völlige Rückeroberung der verlorenen Kärntner Herrschaften dachte. So weit allerdings wollte das Glück doch nicht reichen. Ohne Zweifel war es ein reiner Glückszufall gewesen, daß Kaiser Friedrich III. gerade damals im Reich, in Ungarn und Böhmen in die schwierigsten politischen Händel verwickelt war, obendrein von seinem Bruder Albrecht und den Wienern in seiner eigenen Hofburg belagert wurde und daher die Görzischen an der obern Drau gewähren lassen mußte. So war der erste und entscheidendste politische Erfolg des jungen Grafen Leonhard von Görz möglich geworden, der gerade damals (1462) seinem frühverstorbenen Bruder Johann in der Herrschaft gefolgt war. Er hatte also einigen Grund, diese günstige Entwicklung der Ereignisse als ein Wunder des Himmels zu nehmen. Und wie er nun daranging, seine durch Feuerbrunst, Ständekämpfe

und Fremdherrschaft heimgesuchte Restburg wieder aufzubauen und einzurichten, da mag er im Überschätzung des Dankes für die wunderbare Befreiung seiner getreuen Stadt und seiner Herrschaften und als ein Zeichen seiner unverlierbaren Besitzrechte dies Dornbüß über den Hochaltar seines Familienklosters haben malen lassen. Wahrscheinlich ist es gleichzeitig mit der „Leonhardliegende“ entstanden, die offenbar auch als ein Dornbüßgemälde dem Himmel für die Erhaltung der gräflichen Familie danken sollte, die seit dem überraschenden Hinscheiden zweier älterer Brüder nur mehr auf Leonhards, des Jüngsten und Besten, Augen stand. Die „Leonhardliegende“ auf dem linken Seitenaltar ist ausdrücklich auf 1468 datiert und damit scheint auch die wahrscheinlichste Entstehungszeit des Hochaltarfreskos gegeben.

Indes das Hochaltargemälde aller Augen sammelt, dämmern in den stillen Seitennischen, an den Wänden und vorspringenden Strebemauern die Reste kleinerer Bilder, welche einstmal ähnlich vielleicht wie in Obermauern in einen großen „Freskenteppich“ eingetoben, den Kirchenraum warm eingehüllt haben mögen.

Wenden wir uns gegen den rechten Altar. Auch hier nur ein Gemälde, der älteste übrigens, der uns an diesen Wänden erhalten blieb; Zell eines ursprünglich zweifelsohne viel breiteren Farbenteppichs. Nachdem die umrahmenden Bilder geschwunden sind, stehen die vier Heiligengestalten einsichtig da, ragen in steifer Würde unmittelbar hinter der Mensa fast bis auf Leibeshöhe auf und treten dem Beschauer also wuchtig vors Gesicht, daß sie dafür selten ein ehrliches Lob einheimen mögen. Jedoch wer wie unferne die Jahrhunderte auf- und niederzusteigen hat, hält es den heiligen Gestalten unbedingt zugute, daß sie nun schon bald 500 Jahre beharrlich in diesem Demutswinkel durchgestanden haben, und wünscht ihnen — gegenüber jedem „modernen“ Heiligen — ihr wohlverdientes altes Vorrecht.

Vom anschließenden Fresko der Seitenwand sind nur zwei halbverstümmelte Schriftzellen übriggeblieben, welche unsere Neugierde in besonderem Maß beschäftigen. In der ersten Zeile, die etwa von der Mitte ab erhalten ist, steht zu

lesen: „... Quadringentesimo quadragesimo.“ Hier endigt die Zeile mitten in der Jahreszahl 1444?. Der Anfang der folgenden nächsten Zeile ist wieder völlig zerstört. Sie hat sicher die Einzelstelle erhalten und damit die Jahreszahl zu Ende geführt, die zwischen 1445 und 1449 gelandet haben muß. Warum? — Anno 1444 ist die Stadt innerhalb der Mauern völlig ausgebrannt. Damals hat wohl auch die Klosterkirche argen Schaden gelitten. Besonders die linke Kirchenjette mag vom unmittelbar angelegten brennenden Klosterbau her stark angeglüht und mitgenommen worden sein. Darum hat auch die Kirchenrenovierung, die gleichzeitig mit dem Neubau der Stadt in den folgenden vierziger Jahren in Angriff genommen wurde, offenbar mit der linken Kirchenjette beginnen müssen, wie uns das die erhaltenen Bilder und Daten auch einwandfrei betwelsen. — Von der ganzen Schriftzeile gelang es mir ursprünglich nur die Buchstaben „...mer“ einwandfrei zu entziffern. Es lag auf der Hand, daß es sich dabei um die Endsilbe des Malernamens handeln mußte und ich kam sofort auf Michael Rentner oder Kettner, der um 1452 die obere Abschwöbung der Brucker Schloßkapelle ausgemalt hatte. Einige Versuche, die wenigen vorhergehenden Farbspuren auf den vermuteten Namen Rentner oder Kettner zusammenzusetzen, wollten zunächst nicht recht gelingen. Da rückte der Restaurator, P. Peter Mohr, Schöroz, noch einmal mit dem Schabeisen über die stumme Zeile und konnte nach Abnahme einer Schmutz- und Wachs-schicht die Buchstabenfolge „Kettner“ einwandfrei aufdecken, welcher Malername noch durch einen Buchstabenvergleich Dr. Kollreiders im Pausverfahren mit Kettners Signatur auf Schloß Brud seine volle Bestätigung fand. Damit möchte ich allerdings nicht behaupten, aber auch nicht geleugnet haben, daß sich diese Malersignatur über unsern fraglichen Freskenrest hinaus auch noch auf die nebenehenden, fast völlig erhaltenen vier Altarheiligen beziehe. Auch da wird die Stilkritik das letzte Wort zu reden haben. — Am das Ende der beiden Signumzeilen hat der grobe, aber kernige Humor eines Unbekannten ein abendes Schwefelchen hingemalt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kaiser Bergführer †

Am 14. Juni 1948 starb in Kais nach schwerem Leiden im Alter von 83 Jahren Paul Schnell vom Niggler. Mit ihm sank wieder einer der alten Bergführergarde ins Grab. Ein Leben voll Mühe und Plage, gekrönt mit beispielgebendem Fleiß, ehrlichstem Charakter und tiefster Glauben erlosch.

Es ist uns eine heilige Pflicht, kurz seines arbeitsreichen Lebens zu gedenken. Paul Schnell war der Neffe des schon von Reimnagl in seinen Erzählungen vielgerühmten Bergführers Josef Schnell, der an den allerersten Besteigungen und Erforschungen des Großglockners von der Kaiserfeste aus be-

teiligt war. Bei der Entdeckung des Glognerkreuzes im Jahre 1880 amtierte er als Mitkrieger und verbrachte schon damals nicht seine große Sehnsucht nach diesem Bergriesen. Diese Sehnsucht wurde dann auch reichlich gestillt. Während der Militärzeit, die er in Döhlen/Südtirol ablegte, nahm er an vielen Vermessungen in den Ötztal- und Zillertalalpen teil, wobei er auch wieder viel Bergaufstiege sammelte. Das alles kam ihm bei der Bergführerprüfung in Klagenfurt zugute, die er als erster und bester Absolvent ablegte. Als Bergführer hatte er dann über 500 Führungen auf den Gipfel des Glognerkreuzes zu verzeichnen.

Von seinen Führungen gäbe es eine Menge zu erzählen. Nur einiges soll davon erwähnt werden. Einmal erstieg er unter denkbar schlechtesten Verhältnissen mit André Kerer und Oberregierungsrat Willwachs die gefährliche Palavicini-Rinne. Von der Oberwalberhütte marschierten sie um 3 Uhr früh ab und stiegen um 6 Uhr früh in die Rinne ein. Es mußten über 3000 Stufen gehackt werden. Bei Sonnenuntergang gelangten sie zum gefährlichen Ausstieg. Dort schauderte Herr Willwachs und bemerkte: „Bitte nur achtgeben, es wäre schrecklich, so nahe am Ziel und so weit hinunter“. Als sie dann glücklich auf der Glognerseilbahn waren, die Klein- und Glognerkreuzer voneinander trennt, kam ihnen vor, sie wären auf einer Straße. Oft erzählte Paul Schnell von dieser Führung. Dabei erwähnte er immer, daß sie dann beim Glognerkreuz fürstlich ausgezahlt wurden. Wie hoch aber diese Entschädigung war, hat er nie verraten und nahm dieses Geheimnis mit ins Grab.

Fast unglaublich klingt aber wohl folgendes. Er hatte mit dem noch lebenden Veit Oberlohr, dem heutigen Untertalbach zu Besatz, folgende Führung: Abmarsch um 4 Uhr früh von der Stüblihütte über den Stübli Grat zum Glognergipfel, hinunter zur Wieserstraße, dann über den Hoffmannsweg und das Riffertor zum Moserboden. Dort verabchiedeten sie sich von ihren Schutzbefohlenen und gingen über die Rudolfs- hütte und den Kaiserbauern in das Dorfertal. Auf dem Tauern erreichte sie die Nacht. Sie wollten dann wohl in den Glogneralpen zu Besatz übernachten, weil aber schon alles in tiefer Ruhe lag, gingen sie frisch noch heim nach Kals, wo sie um 2 Uhr früh ankamen. Kein lustigenmäßig ist das eine Strecke von 43 km. Wenn man dann noch die Überwindung so gewaltiger Höhenunterschiede, die verschiedenen Gletscherüberquerungen und die sicher auch nicht geringe Last betrachtet, so ist diese Leistung kaum faßbar. Wer kann sich heute an Ausdauer und Kraft mit diesen Menschen messen?



Ihn zu necken gelang nicht leicht und bedurfte schon besonderer List. Da war z. B. einmal die Dacknerhütte über den Sommer an die „Jakober Ebene“ von Matriei verpachtet. Als Heiferin nahm sie sich die reiche „Holzer Moidl“ vom Feld bei Matriei, die heutige Unterbrannerbäurin. Es war Brauch der Führer, Stangeisen und Seile auf der Dacknerhütte oder Stüblihütte zu lassen, um sich das Auf- und Abschleppen nach Kals zu ersparen. Paul hatte eine Führung, kehrte auf der Hütte zu und bat die Moidl, sie möchte ihm das Seil von der Kammer bringen. Sie tat es und berichtete dem guten Paul mit der unschuldigsten Miene, sie hätte es gleich schon in seinen Rucksack verpackt. Er war damit zufrieden. Als er dann auf dem Rößnitzstees seine Touristen anstellen wollte, sah er wohl, daß er von der Moidl auch einen ziemlich großen Stein mitbekommen hatte. Wie er sich dafür gerächt hat, ist mir unbekannt, da mußten wir am besten die Moidl selber fragen. Wahrscheinlich ist er aber in Zukunft keiner mehr auf den Becken gegangen, sonst hätte er vielleicht geheiratet.

Paul Schnell und seinen Nachbarn Sebastian Hüter vom Jögrner und Veit Oberlohr, (damals Dacknerlohr, heute Untertalbach) verdanken wir den Bau der Glognerhütte auf dem Bergertörl im Jahre 1896. Mit ungeheurem Fleiß bauten sie an der Hütte. Meist gingen sie um 2 Uhr nachts dasheim fort, damit sie bei Tagesanbruch die Arbeit

an dem Bau beginnen konnten. Da mußten sie auch einmal einen Touristen betören. Er wollte unbedingt einen Tee haben. Tee hatten sie wohl, aber kein Sieb und so konnte man doch keinem Herrn einen Tee geben. So mußte halt das „Schneuztuch“ herhalten. Der Herr soll aber zur größten Befriedigung der „Wirtin“ immer wieder beteuert haben, daß der Tee ausgezeichnet geschmeckt habe.

Aber nicht nur als Bergführer, sondern auch als Arbeiter war Schnell wohlgeachtet und gesucht. Als Maurer stellte er fast 150 Sparherde auf, welche die früher ausschließlich vorhandenen „offenen“ Herde verdrängten. Auch als Zimmermann zeigte er großes Können. Als 1883 fast die ganze Fraktion Döhl bei Matriei abbrannte, war er lange Zeit dort am Wiederaufbau beschäftigt.

Während des Weltkrieges verteidigte er als Standschütze die Heimat gegen Italien. Im letzten Sommer führte er noch immer mit starker Hand die Sense auf den stollen Bergwiesen und im heurigen Frühjahr versorgte er noch zu vollsten Zufriedenheit der Bevölkerung die örtliche Wollkardatsche. Kurz vor seinem Tode sprach er noch einmal seine große Sehnsucht nach dem schönen Rößnitztal aus, doch der Herrgott fügte es anders.

Der Herr schenke ihm für sein arbeitsreiches und beispielgebendes Leben die ewige Ruhe!
E. U

Dr. Andreas Veider:

Die Grafen von Görz und ihre politischen Beziehungen zu den umliegenden Mächten

Eine Inhaltsangabe von
Arthur Dietrich

1345 wandte sich Patriarch Nikolaus an seinen Bruder Karl IV. mit einer Beschwerde gegen die Görzer. Er mahnt Karl auch, ihm bald zu Hilfe zu kommen, wenn er Wert darauf lege, von ihm auf dem Romzug unterstützt zu werden.

Beim Romzug Karls IV. war Meinhard VII. in Udine beim Kaiser. Schon lange war eine Fehde zwischen Ungarn und Venedig wegen Dalmatiens im Gange. Nun schien es zu einer Entscheidung zu kommen, und die Görzer wurden wegen ihrer Besitzungen in Istrien hineingezogen. Sie stellten sich gegen Venedig, das sich schon seit Jahren in die Görzischen Angelegenheiten einmischte. Sie waren mit Ungarn, Padua und Aquileia verbündet.

Unter ihm gerieten die Görzer in die völlige Abhängigkeit von Habsburg, und wie das Verhältnis der Habsburger zu Karl IV. war, so war auch das der Görzer zum Kaiser. 1357 war Meinhard VII. mit Rudolf IV. in Prag gewesen, doch ist der Grund dieser Reise unbekannt. 1359 wollte Meinhard VII. beinahe ein halbes Jahr bei Rudolf IV. Es war zu der Zeit, als Rudolf sich mit Karl IV. wegen der Anerkennung des „privilegium maius“ auf gespanntem Fuße befand.

1356 kam Rudolwig von Ungarn nach Triaul, unternahm Treviso und Conegliano und traf hier mit Meinhard VII. zusammen. 1385 mußte Venedig Dalmatien abtreten.

Im selben Jahre folgte dem Luxemburger Nikolaus der Mailänder Ludolwig della Torre als Patriarch. Durch seine Begünstigung der Italiener brachte er den ganzen Adel von Triaul gegen sich auf. Die ununterbrochenen Fehden mußten Rudolf IV., der damals die Herrschaft in Österreich bekommen hatte, zum Eingreifen veranlassen.

In den Urkunden Rudolfs erscheinen die Görzer wegen ihrer Pfalzgrafenwürde an erster Stelle. Rudolf nennt sie auch seine lieben Verwandten, was aber nur Schmeichelei ist, 1359 bestimmte Rudolf, was an die Witwe Heinrichs II., Beatriz, zu fallen habe und wozu sie berechtigt und nicht berechtigt sei. Mit ihren Hausmachtbesitzungen waren die Habsburger an zwei Gebieten interessiert, Istrien und Tirol; überall hatten auch die Görzer Ansprüche. 1361 hatten sich Albert IV. und Meinhard VII. bei Rudolf eingehend, wohl um die triaulischen Ver-

hältnisse zu besprechen. Im Sommer zog Rudolf dann selbst nach Triaul, unternahm seine Feinde und sandte den Patriarchen als Gefangenen nach Wien. um die Görzer noch fester an sich zu fetten, wollte er die Tochter des Grafen Meinhard mit seinem Bruder Leopold verheiraten. Im Vertrag von Kuttelsfeld wurde die Heirat festgelegt und ein Erbvertrag zwischen Leopold und Meinhard VII. geschlossen. Meinhard vermachte Rudolf seinen gesamten Besitz. Von einer Zustimmung Alberts IV. hören wir nichts, vielleicht gab er sein Einverständnis separat oder hatte Rudolf eine Periode der Stillschweigen zwischen den Brüdern ausgenützt.

Die Dispens für die Heirat wollte Rudolf IV. auf seine Kosten einholen. Auch sonst nahm Rudolf viel Einfluß auf Görzische Privatbelange. Für ihn wäre das Gebiet Meinhard VII. als Verbindung zwischen Kärnten und Tirol und weiter zu den Vorlanden sehr wichtig gewesen. Das Erbe Alberts IV. wäre für ihn eine Verbindung zur Adria gewesen. Auch der Brenner war einerseits wegen der Stallenzüge wichtig, besonders aber als Verkehrs- und Handelsgebiet, da die Schmahnen aus Zöllen und Mauten dort sehr groß waren. Zu dieser Zeit starb auch Markgraf Rudolwig. Die Erwerbung Tirols durch die Habsburger rückte näher, da Margareta Maultasch Rudolf IV. 1359 die Untertanschaft auf Tirol zugesagt hatte. Das Verhältnis Rudolfs IV. zu Karl IV. hatte sich wieder zum Guten gewendet. Für den Zug Rudolfs nach Triaul waren ihm sogar luxemburgische Kontingente zur Verfügung gestanden. Infolgedessen hatte sich auch das Verhältnis Meinhard VII. zu Karl IV. wieder gebessert, ja er hatte ihm durch die Offenhaltung der Straßen große Dienste geleistet.

Im Januar 1362 vermittelte Rudolf IV. von Österreich die Ehe des Grafen von Schaumberg mit Ursula von Görz und im März half er Meinhard VII. aus einer nicht geringen Schuldenlast. Meinhard war dann wieder in Wien, wo er sich bis zum Ende des Jahres beim Herzog aufhielt. Die Regierungsgeschäfte führte in Triaul seine Gemahlin Katharina, in den vorderen Landen wohl Graf Heinrich III.

1363 schloß Rudolf IV. mit Albert IV. von Görz einen Erbvertrag, nach dem beim Tode Alberts das Gebiet an Rudolf fallen sollte, der dafür die

Schulden Alberts zahlen mußte. Vielleicht kommt die Rücksichtlosigkeit Alberts IV. daher, daß er bei der Teilung des Erbes Heinrichs III. mit Meinhard VII. in Triest geraten war. Möglicherweise schonend macht Rudolf Meinhard VII. davon Mitteilung, damit Meinhard nichts dagegen tue. Die Antwort Meinhard VII. ist nicht bekannt, er wird wohl notgedrungen zugestimmt haben.

Über die Verhältnisse am Tiroler Hof war Rudolf IV. sehr gut unterrichtet. Bereits auf die Nachricht von der Erkrankung Meinhard VII. des Sohnes Margaretas, machte er sich auf den Weg nach Tirol. In Klagenfurt hatte er schon vom Tode des Tiroler Meinhard erfahren und er eilte daraufhin sofort zu Margareta. Meinhard VII. von Görz forderte er auf, ihm mit seinen Leuten im Pustertal behülflich zu sein. Margareta ließ Rudolf IV. von den Ständen huldigen. Er war damit allen Nebenbuhlern zuborgekommen. Meinhard VII. wurde vor die vollendete Tatsache gestellt und so beiseitegeschoben, die Wittelsbacher, unter sich uneins, waren zum Widerstande zu schwach und Karl IV. ließ Rudolf IV. in der Hoffnung auf die Erwerbung Brandenburgs freie Hand. Die Görzer waren nun von zwei Seiten von habsburgischem Gebiet umschlossen.

Um sich aber Meinhard VII. irgendwie erkenntlich zu zeigen, half er ihm gegen die Stadt Bordenone, der er befohl, dem Grafen keine Schwelgereien zu machen. Weiters gab er Meinhard das Strafrecht über unredliche Münzer in Klagenfurt und Vellach, die des Herzogs Leute waren, und versprach, die Schulden Heinrichs III., der etwa 1363 gestorben war, zu bezahlen. Als Tiroler Landesfürst wollte er die Herren von Carrara aus dem Cadore und Valsugana hinausdrängen, wodurch Konflikte mit dem Patriarchen heraufbeschrieben wurden. Dazu brauchte Rudolf IV. die Hilfe Meinhard VII. Er ersuchte ihn, dem Patriarchen, dem Verbündeten Carraras, keine Hilfstruppen und Kriegslieferungen über den Alpenpaß zugehen zu lassen.

1364 wurde der Vertrag Alberts IV. mit Rudolf IV. mit folgender Modifizierung wiederholt: Albert IV. vermählte Rudolf zwar wiederum seinen ganzen Besitz, verlangte aber beim früheren Ableben Meinhard VII. dessen Besitz auf Lebenszeit für sich und verpflichtete sich dafür, nichts von Bedeutung ohne Rat und Zustimmung der Herzoge zu tun. Weiter wurde aber bestimmt, daß das Gebiet Meinhard VII. auch dann an Albert IV. fallen sollte, wenn Meinhard Erben besaß. Bis dahin (1364) hatte er freilich nur weibliche Nachkommen. Wie Meinhard sich zu dem Vertrag verhielt, läßt sich nicht sagen.

(Fortsetzung folgt.)